Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 107. Dienstag, 19. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(Nachdruck verboten.)

(25. Fortsetzung.)

Lange überlegte sie, wie sie die Widmung in dem Buche abfassen sollte. Dann schrieb sie: „Meinem lieben Freunde Reinhold Buchenau zur Erinnerung an mein schönstes Weihnachtsfest!"

Und als sie am Weihnachtsheiligabend vor dem leuchtenden Christbaum in dem Apeltschen Wohnzimmer stand und unter ihm von dem Ehepaar eine Kollektion Kölnisch Wasser und andere Toilettendinge in hübscher Geschenkpackung und von Reinhold ein dünnes goldenes Halskettchen mit Medaillon und ebenfalls ein Buch fand, als sie dann die Kerzen an ihrem Bäumchen anzündete und die Drei hereinrief, um auch ihnen zu geben, was sie ihnen zugedacht hatte — da war Helgas Herz so übervoll, daß sie glaubte, es könne in dieser Stunde keinen glücklicheren Menschen geben als sie!

Sie wurde mit Dankesbezeugungen überschüttet, besonders von der molligen, beweglichen Frau Apelt, während Reinhold Buchenau eine ganze Weile stumm vor dem verharrte, was für ihn bestimmt war und kein Wort sprach. Bis er sich ihr zuwandte und ihr die Hand entgegenstreckte.

In seinen Augen war ein eigentümliches Leuchten, um seinen Mund ein seltsames Lächeln.

„Haben Sie schon das Buch angesehen, das ich Ihnen schenkte, Fräulein Helga?" fragte er.

Sie lief schnell ins Nebenzimmer und holte es. Warf einen Blick auf den Innentitel und war sprachlos. Das Buch hieß — — „Menschen in Not!"

„Das ist aber ein komischer Zufall!" war das erste, was sie herausbrachte.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, es ist kein Zufall, Fräulein Helga . . . es beweist nur, daß Menschen, die sich viel miteinander beschäftigen, in ihren Gedanken oft den gleichen Weg gehen, ohne daß es einer von dem andern weiß."

„Aber nun haben Sie es doch schon gelesen!"

Er lächelte wieder.

„Das Buch, das ich von Ihnen bekam, habe ich noch nicht gelesen!"

Etwas wie Befangenheit war in Helga Wendhus . . . und sie atmete ein wenig auf, als plötzlich von nebenan durch die offene Tür leise, feierliche Klänge tönten. Frau Apelt hatte sich unbemerkt ans Klavier geschlichen und begann nun die alte, schöne Weihnachtsweise von der stillen, der heiligen Nacht zu spielen.

Weich setzte Reinholds volle, warme Männerstimme ein, in den ersten Takten ein wenig zitternd mischte sich Helgas heller Sopran darein . . . und von der anderen Seite schwang der tiefe Baß Apelts und der satte Alt der Frau.

Dicht beieinander standen die beiden jungen Menschen und hatten beide das deutliche Gefühl, als spännen sich unsichtbare zarte Fäden von einem zum anderen.

Helga Wendhus' Blick ruhte auf den leise flackernden Lichtern am Baum, die ein so seltsam friedvolles, wohliges Empfinden über sie breiteten und im kaum hörbaren Knistern unbestimmte Erinnerungen aus ferner Kindheit weckten . . .

Plötzlich war ein Gedanke da, der die kleinen gelblichen Flammen verdunkelte und Schatten um die Freude spannte. Während sie sang, merkte sie auf einmal, wie sich zwei schwere Tränen aus ihren Augen lösten und langsam die Wangen hinunterrannen. Ihre Lippen begannen zu zucken . . . die Stimme brach.

Reinhold sah sie an. Und erschrak.

„Aber, Fräulein Helga, warum weinen Sie?" fragte er besorgt.

„Ich mußte mit einem Male an all die tausend Menschen denken, die heute keinen Weihnachtsbaum, die vielleicht nicht einmal satt zu essen haben!"

Auch über sein Gesicht glitt ein ernster Schimmer.

„Sie haben recht, Fräulein Helga, aber wir sollten uns diese schöne Stunde doch nicht mit so trüben Gedanken verbittern."

„Ist es nicht furchtbar, daß wir hier in einem warmen, gemütlichen Zimmer stehen, unter einem hellen, freundlichen Baum und voller Glücksgefühl sind über die Freude, die wir einander bereiten konnten . . . und in derselben Stadt sind so unendlich viele Kinder, deren Augen nichts wissen von Lichterglanz, deren Augen Hunger förmlich hinausschreien, ohne daß jemand es hört . . . und die es hören, fühlen vielleicht ihr Herz brechen darüber, daß sie ihrem Kinde nicht einmal ein Stück Brot geben können . . . am Abend der Liebe?"

Heftiger rannen ihre Tränen. Er versuchte sie zu beruhigen.

„Sie sollten jetzt nicht daran denken. Es ist wirklich ein Abend der Liebe. Die Liebe schreitet durchs Land und segnet gerade heute Tausende, die sonst das ganze Jahr nichts von ihr merken. Zur Weihnacht besinnt sich der Mensch noch immer ein wenig darauf, daß außer ihm auch Menschen da sind. Es wird viel getan in diesen Tagen freilich, gemessen an der Größe des Elends, verschwindend wenig!"

„Viel zu wenig! Viel mehr könnten die Menschen tun, wenn sie wollten! Aber selbst an diesem Abend denken die meisten sicher vorerst an sich selbst!" sagte sie unwillkürlich, sich in seinem sonstigen Gedankenkreis bewegend. „Die meisten begnügen sich damit, an ihre Kinder zu denken, für die meisten ist auch Weihnachten schon eine Gewohnheit geworden, der man nachgibt, weil es einmal sein muß. Und es gibt doch Hunderttausende, die gerade heute irgend einem anderen etwas Gutes tun könnten und nicht daran denken! Wenn es doch mir möglich wäre . . ."

Die Klänge des Weihnachtsliedes verebbten.

„Nanu!" rief Frau Apelt herüber. „Warum haben Sie denn plötzlich nicht mehr mitgesungen?"

Helga trocknete schnell ihre Tränen und versuchte zu lächeln. Es gelang ihr nicht ganz.

„Es ist schon gut!" erklärte sie nicht ganz fest, mit einem beruhigenden Blick auf Buchenau. „Ich bin ein dummes Mädel, das sentimentale Anwandlungen immer im unrechten Augenblick bekommt. Früher konnte ich so etwas nicht . . ."

Er drückte ihr die Hand. Und es war wie ein linder

Trost, zu fühlen, daß er sie verstand. Minutenlang aber wuchs in ihr das Verlangen auf, ein Ende zu machen mit diesem Zwitterzustand . . . abzustreifen alles, was sie hinderte und nicht erst zu warten bis zum Juni mit der Ausführung ihres Willens, zu helfen überall, wo sie helfen konnte . . .

24.

Das Imperial-Hotel gab seinen zahlreichen Gästen und Freunden eine große Abschiedsfeier, bevor es seine Pforten für immer schloß. Alle Räumen strahlten im taghellen Glanz, überall scholl Lachen, pulsierte Heiterkeit und Frohsinn.

Musik warf scharf akzentuierte Rhythmen durch die Säle und lockte zum Tanz.

Das gesamte Dienstpersonal war auf den Beinen, um allen Anforderungen der Gäste gerecht zu werden.

Helga, die heute mit ihrer Kollegin zusammen die Garderobe bediente, hatte alle Hände voll zu tun, konnte die einzelnen nicht schnell genug abfertigen, um sich den hinter ihnen Wartenden zuzuwenden.

Später erst trat Ruhe ein. Die Räume waren gefüllt. Nun fiel ihr eine neue Aufgabe zu.

Es war ein Kostümfest. Sie mußte sich in ein an sich reizendes, kleidsames Gärtnerinnenkostüm werfen und Blumen verkaufen. Es fehlte überall an Personal, sodaß die einzelnen Kräfte bis zum äußersten ausgenutzt werden mußten.

Auch Reinhold Buchenau war da. Hatte sich in einen eleganten Smoking seines Freundes Uhl werfen müssen und fungierte nun als dessen Hilfskraft als eine Art maitre de plaisir.

War bald hier, bald dort, erkundigte sich bei den Gästen nach besonderen Wünschen, wurde manchmal von einer gutgelaunten Gruppe in eine kurze fröhliche Unterhaltung verwickelt und zu einem Gläschen Wein oder Sekt eingeladen, ohne es im Interesse des Geschäfts abschlagen zu können. War ihm ja die Aufgabe zuteil geworden, sich um das Wohlbefinden der Gäste zu kümmern und dafür zu sorgen, daß allgemein frohe Stimmung herrschte.

In allen Sälen war ein furchtbares, zeitweilig da und dort sogar beängstigendes Gedränge. Alle Logen des großen Festsaales waren besetzt, nirgends mehr ein freier Stuhl.

Begegnete ihm bei seinen Streifzügen irgendwo Helga, dann lächelte er ihr aufmunternd zu, sprach ein paar Worte mit ihr und wurde meist währenddessen schon von irgend einer Seite gerufen, um irgend etwas zu ordnen oder zu veranlassen.

Dann verloren sie sich wieder aus den Augen . . . . Helga schritt weiter mit ihrem Körbchen voll Blumen am Arm, angehalten hier von einem dahertollenden Herrenwirbel, der sie wohl umringte, ihr im Nu Blumen samt Korb abnahm gegen fürstliche Bezahlung und die ganze Blumenfülle über den Tisch einer anwesenden Filmdiva streute. Gestellt dort von einem nicht mehr ganz sicher auf den Beinen Stehenden, der glaubte, sie unbedingt mit einigen handgreiflichen Zärtlichkeiten bedenken zu müssen, die an sich harmlos, in einem Tätscheln der Arme, einem Streicheln der Backen oder des Kinnes bestanden, ihr aber doch unangenehm waren. Sie entzog sich, so schnell es anging. Nur einmal war einer schneller als sie und hatte ihr einen Kuß gegeben, ehe sie es hindern konnte.

Zornig wollte sie den Kühnling anfahren, sah zu ihm auf — und erkannte das lachende Gesicht Kayserlingks.

„Nicht böse sein, schönes Blumenmädel! Heute kommt's nicht so genau darauf an!" neckte er sie.

„Pfui, Kayserlingk, wie können Sie . . ."

„Wenn Sie Helga Wendhus aus der Trabener Straße wären, hätte ich mir das nicht erlaubt . . . aber Sie sind Helga Wendhus aus dem Imperial-Hotel . . ."

Ein so empörter Blick traf den anscheinend nicht mehr ganz nüchternen Mann, daß er mitten im Satz verstummte.

„Diesen Standpunkt finde ich unerhört, Kayserlingk! Ist es denn wirklich so, daß Ihr Euch bei einem Mädchen gestattet, was Euch beim anderen die sogenannte gesellschaftliche Stellung verbietet? Dann tut es mir leid, Sie bis heute verkannt zu haben!"

Er haschte nach ihrer Hand und sagte ganz zerknirscht: „Nicht böse sein, gnädiges Fräulein . . . es war wirklich nur ein augenblicklicher Einfall! Ich habe Sie nicht damit herabsetzen oder gar kränken wollen! Ich bitte um Absolution. Wenn es Ihnen möglich ist, betrachten Sie meine Frechheit als Lohn für meine Bravheit in bezug auf Ihre Tätigkeit! Herta Bauer wollte durchaus wissen, wo Sie augenblicklich zu finden seien . . . ich habe geschwiegen wie das Grab!"

Sie mußte lachen und war schon halb versöhnt.

„Aber nicht wieder tun, sonst . . ."

„Bestimmt nicht!" schwor er. „Sollte aber noch ein Rest von Grollchen da sein, so befehlen Sie und ich trommle unsere Garde zusammen und bringe Ihnen hier vor allen Leuten eine Huldigung, wie sie nicht der Diva Molo da drüben zuteil wird!"

„Um Gotteswillen nicht", unterbrach sie ihn erschrocken. „Sind denn noch mehr Bekannte da?"

Er nannte lachend ein paar Namen: Karr, Krelan, Raynard und noch einige andere. Weiblich und männlich!

„Und wo sitzen sie?"

„Sitzen überall und nirgends! Wir tollen und jagen!"

„Wissen die anderen von meiner — Beschäftigung hier?"

„Nein! Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß keiner von uns an die Garderobe herantrat: Ich habe sie alle glücklich vorbeibugsiert und unsere Mäntel und Hüte durch Kellner fortschaffen lassen!"

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Der Mundraub ist Ihnen verziehen! Aber können Sie nun nicht noch ein übriges tun und die Korona unter irgend einem Vorwand fortlocken?"

„Wird schwer halten. Die Initiative ging nämlich nicht von mir aus . . . im Gegenteil: ich habe mich dagegen gesträubt, um Sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Ich werde Sie aber, wenn Sie in unserer Nähe auftauchen, zu decken versuchen. Außerdem vermutet Sie ja niemand hier und erschwert auch Ihr — übrigens reizendes — Kostüm ein Erkennen!"

Nach ein paar weiteren Worten trennten sie sich.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Helga nicht mehr wohl in ihrer Haut. Wenn auch zutraf, was Kayserlingk gesagt hatte — wie leicht konnte es doch der Fall sein, daß sie plötzlich auf einen von den andern stieß. Und sollte dies gar Raynard sein, wäre ihr das besonders unangenehm gewesen. Dieser ironisierende, über seine Umwelt sich erhaben dünkende Dichterling hätte die Sache sicher als Sensation in die Welt hinausposaunt.

Die Vorstellung, unter über tausend Gästen untertauchen zu können, beruhigte sie nicht. Sie hatte die Pflicht, überall zu sein, um ihre Blumen abzusetzen.

Sie sehnte das Ende des Festes herbei und schaute sich fortan dauernd ängstlich um, war bereit, beim fernsten Auftauchen eines bekannten Gesichts sofort zu verschwinden.

Sie hatte sich eben einen frischen Vorrat Blumen geholt und ging die Logenreihen entlang. Da sah sie Reinhold Buchenau wieder.

Er stand im Gespräch mit einer Dame in phantastischem mexikanischem Kostüm. Ein rassiges, bildschönes Gesicht mit dunklen, leuchtenden Augen, umrahmt von rabenschwarzem Haar. Eine wundervoll schlanke Gestalt, bewußt unterstrichen durch die Kleidung.

Helga stand nahe genug, um das Mienenspiel der Dame erkennen zu können.

Und sah den Funken in ihren Augen, wenn ihr Blick in den Reinholds tauchte. Jetzt wandte sich die Mexikanerin dem Tisch hinter sich zu, nahm ein Sektglas und reichte es ihm. Er nahm es mit einer Verbeugung, hob es ein wenig gegen sie und trank.

(Fortsetzung folgt).

Maria vom Reigen.

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Auf einer Aue im Erchwald steht eine Muttergottes mit dem Kinde in gitterschwerer Steinnische. Uralt zottige Tannen schatten auf den wetterfahlen Kapellenbau. Moos wuchert auf morschem Holzdach und Gras aus Mauerritzen. Verloren plätschert das Brünnlein vor dem Gebäu über Baumwurzeln und Steingeröll. Der Himmel blaut auf die unsägliche Einsamkeit des vergessenen Waldheiligtums.

Vergessen ist das gotische Muttergottesbild im schweren Faltenwurf, sowie das Guldenkrönlein auf ihrem schlanken, schmalen Haupte, mit dem schwellenden Flachsgelock, verblaßt ist es seit langen Zeiten. Vergessen ist das Kindlein auf ihrem zarten Arm, das die Weltkugel in der Waldstille hält und ein zartrosiges Segenshändchen hebt. Heiliger Blauaugen Farbenmilde leuchtet vergessen hinter den rostigen Gitterstäben. — Versunken, vergessen.

Zu Zeiten nur geht noch ein Raunen an Herdfeuern, wie es hier einstens war, beim Heiligtum im Erchwald. Von weither kamen Pilgerzüge zum Bilde der Gnade, und jedem Anliegen ward Erhörung. Lahme warfen die Krücken weg, Blinde erhielten das Augenlicht, Pesthafte wurden gesund. Wunder um Wunder begab sich am Heiligtum auf der Waldwiese. Zu Zeiten geschah es sogar, daß die Mutter mit dem Kinde selber aus der Nische stieg und unter dem Waldvolk wandelte. Das Kindlein legte die Weltkugel weg und spielte mit den Hirtenbüblein auf dem Anger. Wenn dann das Spiel zu Ende war, schlossen Mutter und Kinder die Kette und hielten einen Reigen auf der abendlichen Waldwiese, weshalb man das Gnadenbild Maria vom Reigen nannte. Denn daß sich die Himmelsmutter und das Gotteskindlein zu den Hirtenfrauen und Holzerbüblein herabließen und mit ihnen sich im Reigen wiegten, das war ein Wunder, so groß und hold, wie man es von keiner Wallfahrt wußte.

So erzählten die Waldleute oft in den Winterstuben, und die Hirtenbüblein lauschten offenen Mundes. Aber die Wunderzeiten waren vorbei. Keiner konnte sich mehr einer Zeit erinnern, da im Erchwald am Weihtum ein Mirakel geschehen wäre. Umsonst flehten die Pilger in ihren Anliegen, und vom Reigen war keine Rede mehr. Die Welt hatte sich gewaltig gewandelt. Kindschaft und Heil waren verloren. Das Guldenkalb, saß als Weltkaiser auf dem Erdenthron, und der Eigennutz beherrschte die Herzen.

Auch an den Gnadenstätten vor den Bergen draußen, hörte man, geschahen keine Wunder mehr. Die letzten hatten sich am Weihtum im Erchwald begeben. Die Welt war wunderlos geworden wie die Menschen herzlos.

Ein Kaiser kam in den Erchwald und flehte um den Sieg über die Feinde, die das Reich bedrängten. Er verhieß der Himmelsfrau einen schweren Seidenmantel und eine Guldenkrone, mit Edelsteinen reich besetzt, wenn sie die Feinde aufs Haupt schlüge. Die Himmelsfrau sah streng und steif über den kaiserlichen Bettler weg und versagte den Sieg. Der römische Papst, der von dem Wunderbilde im Erchwalde gehört hatte, sandte in hoher Not einen Würdenträger im Purpur. Der versprach die Überführung des Gnadenbildes aus dem wilden Wald in die ewige Weltstadt und feierliche Feste, wenn Maria vom Reigen den aufkommenden Kirchenfeinden, wie überhaupt den Heiden, das Handwerk legte, sodaß des heiligen Vaters Macht auf Erden unangefochten bestünde. Kein Härlein regte sich bei des Papstes Bitte auf dem Liebfrauenhaupt, und der Gesandte zog wieder heimwärts durch den Erchwald. Das Wunder war verweigert.

Nicht besser ging es einem Ritter, der dem Gnadenbilde ein Gotteshaus und dem Kinde eine neue Weltkugel aus lauter lichtem Golde verhieß, wenn ihm die Himmlische zur Erlangung einer Grafschaft behilflich wäre. Die Gottesmutter hinter dem rostigen Gitter rührte sich nicht. Der Ritter kehrte unbefriedigt zurück auf seine Burg.

So kamen und gingen viele vergeblich. Die Wunderkraft schien aus dem Bilde gewichen wie die Liebe aus den Menschenherzen. So war es seit tausend Jahren.

In diesen Tagen aber geschah es, daß ein Hirtenbüblein auf dem Anger vor dem Gnadenbilde lag und den Wundern nachwunderte, die es in den Winterstuben von unserer lieben Frau im Erchwalde gehört hatte. Wie er so sann und sann, kam es ihm vor, als müßten auch jetzt noch Wunder geschehen in dieser welteinsamen Waldstille. War hier nicht alles ein Wunder? Der uralte Wald, die Blumenwiese, der blaue Himmel, die leisen Vogelstimmen, der Falkenflug über den Berghalden, als stünde der Himmel offen, und die Seele dürfte nur hineintauchen in das Wunderblau da oben zu ewigen Seligkeiten.

Wunschlos lag das Büblein zur Mittagsrast im Schatten der zottigen Schirmtannen vor dem uralten Weihtum und wunderte sich über Wunder nicht mehr. Ja, es hätte sich schier gewundert, wenn es keine Wunder gäbe.

Sieh da war es, als ob in seinem Rücken ein Gittertürlein knirschte. Als das Büblein umsah, hüpfte eine blaue Kugel durchs Gras daher, und es war keine andere als die Weltkugel, die das Kindlein in der Gitternische in den Händen hielt. Es hob sie auf und wog sie, und sie war so leicht und licht wie ein Wunder. Das Kindlein aber stand in der offenen Nische und winkte das Knäblein her, daß es ihm vom Gestelle hülfe. Das Hirtlein lief hin und hob es herab, und sie spielten eine Weile Fangball mit der Weltkugel. Das war unsäglich schön, so schön, wie das Hirtenbüblein nie gespielt hatte. Über eine Weile kam auch die Himmelsmutter aus dem Gehäuse und setzte sich zu den beiden. Das Hirtenbüblein zeigte ihr die Rinder, die es sich aus Föhrenrinde geschnitzt hatte, und dem Jesulein schenkte es das schönste Ochslein aus seiner harzduftigen Spielherde, das nächste Mal würde es ihm auch ein Wägelchen mitbringen, damit es fuhrwerken könnte im Erchwalde wie die großen Bauernknechte. Als sie genug geplaudert hatten, herzte die Gottesmutter die beiden Büblein, nahm sie an der Hand und führte sie im Reigen um die Waldkapelle. Dem Hirtlein war es, als schwebten sie durch die Luft, so leicht und frei flog es im Tanz mit der lieben Frau. Als auch der Reigen zu Ende war, sah sich das Hirtenbüblein allein auf der Wiese; die heiligen zwei saßen wieder still und steif in der Gitternische, die Köpfe zueinander geneigt in ewiger Liebe.

Zum Dank für das Wunder stellte das Hirtenbüblein seine ganze Rinderherde als Weihegeschenk vor das Heiligtum.

Da kam der Stöffelbauer des Weges vom Viehmarkt her, und hatte ein schweres Ochsengeld im Gurt und ein Räuschlein im Hirn. Der fuhr grob mit dem Stecken über die Weihegeschenke, daß sie zu Boden purzelten und ließ das Hirtenbüblein hart an: „Du, schau auf die Herde, deswegen bist angestellt von der Gemeinde, nicht zum Grillenfangen."

Fluchend polterte er über die Waldwiese.

Jetzt wußte das Büblein, warum die heiligen zwei so schnell in ihre Nische geflüchtet waren, und warum es im Walde keine Wunder mehr gab.

Das Ochsengeld ....

Traurig stand das Büblein vor dem Weihtum. Da neigte sich die Himmelsfrau noch einmal heraus, küßte den Knaben auf die Stirne und sprach: „Bleib wie du bist und alle Wunder der Welt sind dein."

So tat das Büblein und sieh, es ward ein Dichter. Alle Wunder der Welt sind sein. Aber das Ochsengeld, das haben die Stöffelbauern, und er gönnt es ihnen von Herzen. Denn er hat mit der Himmelsmutter getanzt und die Weltkugel schon als Büblein in Händen gehalten. Fahr hin, Ochsengeld!

Der Regenschirm.

Von Sven Sjölund.

„Guten Tag, Fräulein Oswald," sagte Herr Sandmann, der zufällig mit genannter Dame auf der Straße zusammentraf. „Darf ich Ihnen vielleicht meinen Schirm zur Verfügung stellen?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Sandmann," sagte Fräulein Oswald. „Mein Hut ist nämlich so empfindlich. Wenn mir bloß nicht Artur begegnet. Er ist nämlich auch sehr empfindlich. Besonders, wenn ich mit fremden Herren auf der Straße gehe."

„Auch ich bin sehr empfindlich," sagte Herr Sandmann, „aber hier ist nicht der Ort, über Empfindlichkeit zu diskuteren. Übrigens glaube ich, daß Sie schwerlich erraten, wem der Schirm gehört, unter dem Sie augenblicklich gehen."

„So? Ist etwas Besonderes mit ihm?" fragte Fräulein Oswald neugierig. „Gehört er etwa dem Schnelläufer Nurmi oder Mussolini oder gar der göttlichen Greta aus Hollywood? Man wird ja ordentlich nervös, wenn man an solche Möglichkeiten denkt."

„Ich kann diese Frage leider nicht selbst beantworten," sagte Herr Sandmann wichtigtuerisch. „Ich habe nämlich vor fünf Minuten von der Garderobefrau im Restaurant „Ambrosia" den Schirm bekommen. Ich habe ihn bisher nie gesehen, wenigstens nicht, soviel ich weiß. Sie gab ihn mir, und als sie ihre Hand zurückzog, lag ein Fünfzigpfennigstück darin. Ich finde, so viel war er immerhin wert. So ungefähr."

„Das ist ja ordentlich spannend," zwitscherte Fräulein Oswald.

„Es ist noch gar nichts gegen die Tante von meinem Freund Alex," fuhr Herr Sandmann fort. „Sie fing ganz klein an, bei passender Gelegenheit, „aus Irrtum" einen besseren Schirm mitzunehmen. Allmählich nahm sie den besseren Schirm mit, ohne einen schlechteren dafür dazulassen. Nach ein paar Jahren eröffnete sie ein bescheidenes Schirmgeschäft in einer Nebenstraße. Das Geschäft ging gut. Es regnete in der Regel ebensoviel in Nebenstraßen wie in den Hauptstraßen.

Nach einiger Zeit konnte sie ihren Betrieb mit Hüten, Stöcken, Gamaschen und Handschuhen erweitern. Ob sie ihr Lager noch immer in derselben Weise ergänzt wie damals, entzieht sich meiner Kenntnis, aber unwahrscheinlich ist es

nicht. Als Alex das letzte Mal bei mir oben war, verschwanden jedenfalls ein paar elegante, gelbe Handschuhe. Es würde mich gar nicht wundern, wenn Alex im Komplott mit der Tante wäre. Das scheint in der Familie zu liegen."

Herr Sandmann und Fräulein Oswald befanden sich jetzt vor dem Kino „Alkazar" und studierten die Bilder, auf denen der Held aus dem vierten Stock springt und auf dem Führersitz eines Autos landet, das ohne Chauffeur mit 90 Kilometer Geschwindigkeit angesaust kommt.

Sie hatten zuerst ein paar Sekunden dagestanden, als ein großer, dunkler Herr auf Herrn Sandmann zutrat, den Hut lüftete und sagte:

„Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, aber Sie haben durch einen Irrtum meinen Schirm in der Garderobe des Restaurants „Ambrosia" bekommen. Da es augenblicklich sehr regnet, brauche ich ihn nötig und ersuche Sie, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, ihn mir sofort zurückzugeben."

Herr Sandmann stotterte verlegen, gab den Schirm willig ab, worauf er und Fräulein Oswald in ein Auto hineintauchten, das sie schnellstens von dem Schauplatz des peinlichen Zwischenfalls entfernte.

Sie vereinbarten, niemand ein Wort von der ganzen Sache zu erzählen.

Das tat dagegen der große, dunkle Herr. Abends befand er sich in fröhlicher Gesellschaft, und da sagte er:

„Ich bin also hinter dem sauberen Paar hergegangen und habe ihr ganzes Gespräch mit angehört. Ich war gleich mit mir einig, daß so ein Gaunertrick bestraft werden muß. Übrigens war es ein guter Schirm, so einer wie ich ihn mir seit Jahren gewünscht habe. Aber er ist mir immer zu teuer gewesen. Wie gesagt, Herrschaften, wenn ihr mal so einen Fall entdeckt, dann versäumt nicht, dem Spitzbuben seine Beute abzujagen."

Eine Stimme aus der Mitte.

„Und morgen gibst du natürlich den Schirm in der Garderobe vom „Ambrosia" wieder zurück!"

Der große Dunkle sagte nur ein kurzes:

„Hm."

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß sich der Schirm noch heute im Besitz des großen Dunklen befindet.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Meine Erlebnisse mit einem Esel in Marseille.

Von Bert Schiff.

Ich will sogleich bemerken, daß es sich nicht um ein fingiertes Fabelwesen handelt, sondern um einen richtigen, waschechten Esel, der vier Füße besaß und wiehernd ih—a oder so ähnlich schrie. Allerdings war er nicht viel größer als ein gut ausgewachsener Bernhardinerhund.

Selbstredend fiel mir nicht im Traume ein, von Deutschland aus mit einem Esel nach Marseille zu reisen. Aber die Geschichte war die: An der Ecke der Hauptstraße von Marseille, der Cannebière, stand ein Drehorgelmännchen, das sein Instrument, sei es aus Gründen der Reklame oder der Bequemlichkeit, auf einem Wägelchen durch einen Esel ziehen ließ.

Allein, die Vorübergehenden hatten Eiligeres zu tun, als seinem langweiligen Gedudel zuzuhören. Und ein gewöhnlicher Esel ist in Südfrankreich ein viel zu häufiges Haustier, als daß er großes Aufsehen erregen könnte.

Da rief der Drehorgelbesitzer plötzlich aus: Er werde den Esel verlosen!

Das zog.

Es sammelten sich sogleich Passanten um ihn. Ich mischte mich ebenfalls darunter, um die kurze Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes auszufüllen, für das ich eine Karte nach Korsika gelöst.

Die Lose fanden rasch Absatz. Irgendwie setzte sich ein Teufel hinter mein Ohr, flüsterte: „Kaufe auch ein Los!"

Also kaufte ich ein Los. Nummer 87. Es kostete fünf Franken (gleich 80 Pfennig).

Dann drehte der Orgelmann an einem blechernen, primitiven Maschinchen, ähnlich einer winzigen Kaffeemühle, das die Nieten und den Treffer ausspeien sollte. Ich dachte: Die Sache funktioniert zu gut, als daß eine plötzliche, intuitive Eingebung dahinter stecken könnte. Diese Verlosung ist offenbar ein schon öfters geübter und darum glatt abrollender Schwindel. Ich war überzeugt, daß das Männchen die Verlosung schon so deichseln würde, daß am Ende das Eselchen doch in seinem Besitze blieb.

Aber siehe da, plötzlich rief er: „Los 87 hat's gewonnen!" Ich erschrak ob meines Glückes.

Erschrak heftig, denn das Männchen machte sich keineswegs anheischig, wie ich bestimmt erwartet hatte, mir das Grautier wieder abzukaufen, griff vielmehr nach der Orgel, schob sie auf den Rücken, schnallte sie da mit einem Handgriff und zwei Riemen fest, ließ mir nicht nur den Esel, sondern auch das erbärmliche Wägelchen zurück, mit dem ich nicht im mindesten gerechnet hatte, und verschwand im Nu unter den Zuschauern, für die ich plötzlich der Mittelpunkt der ganzen Attraktion geworden war, ganz gegen meinen Wunsch und gegen mein Wohlbefinden.

In Deutschland hätte ich einfach die Annahme des Gewinnes verweigert, aber hier wagte ich nicht, mich zu widersetzen. Zwar sprachen die Zuschauer kein Wort, aber es lag wie ein stummer, unausgesprochener Befehl, wie ein magnetischer Zwang in der Luft: Dein Los hat gewonnen, du mußt den Gewinn an dich nehmen! Außerdem spielte sich all das mit der Fixigkeit und Unentrinnbarkeit eines Traumes ab

Ich packte also den Esel am Zügel. Bog in die Cannebière. Nach wenigen Schritten hielt ich jedoch, begann das Eselchen auszuschirren und gedachte, das wacklige, miserable Wägelchen, das mir sehr lästig wurde, einfach stehen zu lassen. Allein da kam ein Polizist und bedeutete mir, daß die Canebière keine Schuttabladestelle sei.

Ich rangierte nun ein wenig nach der Straßenmitte, wünschte sehnlichst, daß ein Auto dem Wägelchen in die Quere fahre und es, meinetwegen mitsamt dem Esel, in Stücke reiße. Ich mußte indes bald die Wahrnehmung machen, daß in Marseille die Chauffeure mit großer Vorsicht fahren. Sie überfahren keinen Menschen, viel weniger ein Tier. Es gab lediglich einige Flüche, jedoch keine Zusammenstöße.

Ein Versuch, davonzulaufen, das ganze Gefährt im Stiche zu lassen, mißglückte ebenfalls, da die Straßenjungen, wie eine lebende Kette, immer eine lockere Verbindung zwischen mir und dem Esel herstellten.

Da sah ich plötzlich auf dem Tischchen eines Straßencafés ein deutsches Buch, einen Reiseführer liegen. Der Inhaber ist fraglos ein Landsmann, vielleicht hilft er dir durch Rat oder Tat aus deiner Not, zuckte ein Hoffnungsstrahl in mir auf. Denn die bereits gelöste Schiffskarte nach Korsika brannte, wie man so zu sagen pflegt, in meiner Tasche. In knapp einer halben Stunde mußten die Sirenen zum Einsteigen auffordern. Ich stoppte also vor dem deutschen Reiseführer. Endlich kamen — die Besitzer. Zwei Damen mit Brillen. Sie waren sehr erschrocken ob des Auflaufes. Ich konnte sie unmöglich in meine Eseläffäre verwickeln. Tief enttäuscht zog ich ab.

Da stieß ich auf eine robuste Bauerngestalt, der Kleidung, der Gangart, dem ganzen Habitus nach konnte jener Bürger nur vom Dorfe stammen. Ich rief ihn an, winkte ihn herbei, bot ihm den Esel zum billigen Preise an. Dabei kalkulierte ich: Wenn er ihn nur wenigstens geschenkt nimmt.

Aber Jener verstand mich nicht. Lediglich soviel brachte ich aus ihm heraus, daß er aus der Provence stammte und nur den dortigen Bauerndialekt redete, den ich jedoch ganz und gar nicht begriff.

Endlich tauchte aus einem Seitengäßchen das Drehorgelmännchen auf. Es hatte offenbar nur im Hinterhalt gewartet, bis ich genügend abgekämpft war. Mit der großen Drehorgel wie einer eckigen Geschwulst auf dem Rücken und mit seinem langen Bart sah es eher aus, wie eines der Zwerge, die in deutschen Märchen aus dem dunklen, geheimnisvollen Walde treten. Wir wurden rasch handelseinig. Gegen ein Trinkgeld behielt es wiederum sein Eigentum.

Ich jagte an den Hafen, sah gerade noch rechtzeitig den Dampfer abfahren. Leider mit meinem Gepäck, das vom Hotel aus bereits dorthin verfrachtet worden war.

Wußten Sie das schon?

In Groß-Berlin gibt es im ganzen 9000 Straßen, von denen der Name von 2700 Straßen mehrfach vorkommt. So gibt es dreißig Bismarckstraßen und 26 Wilhelmstraßen.

*

Java ist das Land, das von allen Ländern der Erde die häufigsten Gewitter hat, und zwar gewittert es dort durchschnittlich an 99 Tagen jährlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.